

Ich komme noch einmal auf den 1. Mai zurück.

Wer würde ein Grab schänden? Antisemiten? Schatzsucher? Durchgeknallte Verehrer? Die Polizeihauptkommissarin gibt mir zu verstehen, dass es schwierig sein wird, die Verantwortlichen ausfindig zu machen. Sie werden im Dorfcafé die Einwohner dazu befragen, aber sie macht sich keine großen Hoffnungen. Sie hat recht. Es bleibt ein Rätsel. Der Rest meiner Familie hakt diesen folgenlosen Vorfall schnell ab, der von einem oder mehreren psychisch Gestörten verursacht wurde. Sie haben ja recht, verglichen mit dem, was wir schon erlebt haben, ist es nur eine Randerscheinung. Das Schlimmste haben wir schon hinter uns.

Mich beschäftigt etwas anderes. Ich weiß nicht, ob ich weinen oder mich über diesen Tag freuen soll. Oder beides gleichzeitig. Als ich wieder zu Hause bin, frage ich mich, was ich mit diesem Ereignis anfangen soll. Ein Teil von mir versteht nur zu gut, welche Rolle der Zufall dabei gespielt hat. Der andere will dem Ganzen einen Sinn geben. Noch völlig benommen frage ich Gilles immer wieder: »Was will man mir damit sagen? Was hat das alles bloß zu bedeuten? Warum ist das passiert? Ich muss doch irgendetwas daraus machen. Das alles ist ein Vorwand für, ja ... wofür denn? Das ist doch völlig irre?!«

Ich muss mit einer anderen Person darüber sprechen, die mich schon länger kennt, die auch den Tod aus eigener Erfahrung kennt und genug Gelassenheit mitbringt, um mit den Gefühlen der Freundin umzugehen, ihr aufmerksam zuzuhören. Caroline hat im Radio von der Schändung erfahren und den ganzen Tag über schon mehrmals mit mir telefoniert.

Bei ihr spreche ich am selben Abend diese Fragen laut aus, und wir sind uns einig, dass mir all das helfen soll, meine Trauer noch besser zu verarbeiten.

Was bedeutet dieser schwer greifbare und lächerliche, da unmögliche, Ausdruck? Laut dem Wörterbucheintrag in meinem *Petit Robert 2008* stammt *deuil*, das französische Wort für Trauer,

aus dem Lateinischen, von *dolus, douleur. Dolere*, schmerzen. Soll man darunter verstehen: seinen Schmerz verarbeiten? Ihn zu Ende denken? Bis er sich in etwas anderes verwandelt? Und in was? In etwas Erträgliches?

»Trauerarbeit bezeichnet den psychischen Prozess, durch den es einer Person gelingt, sich von der verstorbenen Person zu lösen, diesem Verlust einen Sinn zu geben.« Anschließend folgt ein Zitat von Noëlle Châtelet: »Trauerarbeit ... eine Abfolge von Handlungen, die darin besteht, Dinge aus der Versenkung hervorzuholen, auszugraben, um sie noch ein letztes Mal wiederzusehen und die Vergangenheit, den im Leben zurückgelegten Weg zu betrachten.«

Da haben wir's. In der Theorie, schön und gut, in der Praxis ist das etwas anderes.

Im Moment scheint es mir unvorstellbar, etwas Derartiges zu erleben. Ich begrabe meine Mutter erneut, ich zahle für ihr Begräbnis, und all das spielt sich diesmal im engsten Kreis ab. Verglichen mit dem Tamtam damals nehmen meine neuen Freunde, Polizisten, Amtsträger und Steinmetze, nicht die Rolle der ungebetenen Gäste ein. Im Gegenteil, sie begleiten mich, reichen mir die Hand. Das ist nicht jedem vergönnt. Danke, meine lieben Schänder, für diese kleine Zeremonie ganz für mich allein. Damals war ich aus gutem Grund nicht bei der offiziellen Beerdigung mit all den anderen. Mit dem Rest der Welt. Kinder nimmt man bei so etwas nicht mit. Ein Friedhof ist schließlich keine Grünanlage für Spielhosen, es gibt keine Schaukel, keinen Sandkasten, keine Rutsche. Was wäre das für ein Chaos.

An den darauffolgenden Tagen bebt mein ganzer Körper, ich bin immer noch völlig durcheinander.

Abgesehen von meinen Großeltern habe ich in dieser Woche niemanden getroffen.

Ich spreche nicht mehr darüber, aber ich würde diesen Tag am liebsten noch einmal erleben. Diesen Tag, der wie kein anderer war. Meine Mutter und ich zusammen wie vor so langer Zeit.

Ich sehe mich wieder in der Buslinie 32 sitzen und an der Kirche Saint-Augustin vorbeifahren. Ich spüre meine erhöhte Temperatur, kein Fieber, aber Hitze macht sich in meinem Körper breit.

Ich bin in und neben der Spur, ich weiß nicht mehr, wo ich bin. In mir braut sich etwas zusammen. Mein Schwerpunkt wird völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. Ich bin durchdrungen, wovon, von wem?

September 2008

Ich bin in Marseille und spiele in dem Stück *No One Sees the Video* von Martin Crimp mit, das ich überhaupt nicht verstehe. Ein Regisseur, mit dem ich befreundet bin, wartet am Ausgang des Theaters auf mich. Er ist in Begleitung einer Frau, die ich nicht kenne. Ganz selbstverständlich, und weil ich gut erzogen bin, stelle ich ihr Fragen, interessiere mich für sie:

»Und was machen Sie beruflich?«

Sie: »Ich spreche mit den Toten.«

Ich wette, das ist kein Zufall, dass ausgerechnet mir das passiert. Immerhin fügt sie stammelnd hinzu, dass sie das normalerweise nicht so direkt sagt, aber dass sie sich bei mir vermutlich wohlfühlt.

Na ja, warten wir's mal ab ...

Wenn ich mich recht erinnere, erklärt sie mir, dass sie das erst seit kurzem hauptberuflich macht. In den kommenden Tagen — ich bleibe nur sehr kurz in Marseille, sie lebt dort — vereinbaren wir ein Treffen. Die Neugierde besiegt oft die Skepsis und die Ungläubigkeit. Ich glaube an nichts, würde aber gerne daran glauben. Das kleine Mädchen, das mit seiner Mutter sprechen will, ist nie weit weg.

Einige Tage später besuche ich sie, wir setzen uns in der Küche, die zum Wohnzimmer hin offen ist, auf zwei hohe Barhocker und stützen die Ellbogen auf den Tresen.

Bevor wir beginnen, erklärt sie mir bei irgendeinem Getränk, wie und unter welchen Umständen sie ihre »Begabung« erkannt hat. Sie habe es immer gewusst, aber nicht darüber gesprochen. Nichts daraus gemacht. Aus diesen Menschen, die nur sie selbst sehen und hören konnte. Als ihre Tochter noch klein war, lebte sie in einem bereits »bewohnten« Apartment.

Eines Nachts musste sie gegen eine »Präsenz« kämpfen, um ihr Kind zu beschützen.

Es gelang ihr, den boshafte Geist zu vertreiben, danach ist sie umgezogen.

Nach dieser Einführung bittet sie mich, die Schuhe auszuziehen und mich aufs Sofa zu legen, das ist die vorgesehene Position. Ich soll die Augen schließen. Sie wird mich nicht berühren, die Hände waagrecht, mit den Handflächen nach unten, ungefähr zehn Zentimeter über meinen Körper halten. Sie wird bei den Füßen beginnen, dort, wo ich die Erde berühre, das ist zumindest meine Interpretation, und dann nach und nach immer höher wandern. Wie weit? Das werden wir gleich sehen. Wie lange dauert es? Das weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich, wie ich die Augen öffne und in ihr leicht zu mir gebeugtes Gesicht blicke, ihre Augen sind geschlossen. Als sie auf Höhe der Knie angelangt ist, hält sie inne, um mir zu erklären, dass die Kniescheiben Vater und Mutter symbolisieren. Sie bewegt die Hände nicht mehr weiter. Ernsthaft, an dieser Stelle bleiben Sie also hängen?

Da ich keine einzige Frage zum Vorgehen gestellt hatte oder dazu, wie eine »Séance« üblicherweise ablief, traute ich mich nicht einzugreifen, über diese Vermittlerin mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Es ist schwierig, die Rationalität völlig abzulegen. Man will es und will es doch nicht.

Ich schwieg also, während sie wiederholte, was sie fühlte, sah und was sie »hörte« aus dem Mund meiner Mutter und dem meines Bruders. Dinge, die sie mir früher nicht hatten sagen können.

Ich hörte ihr nur von weitem zu. Nach dem Motto: *Ich lasse mir nichts vormachen*. Mit einem schmalen Lächeln im Mundwinkel, innerlich, unsichtbar, um die Frau nicht zu beleidigen — schließlich bin ich gut erzogen. Immerhin hat sie mich nicht dazu gezwungen, ich bin aus eigenem Antrieb zu ihr gekommen.

Ich wurde nicht religiös erzogen, vom verpflichtenden Religionsunterricht bis zur siebten Klasse in meiner Privatschule einmal abgesehen. Und zu Hause spielt der Glaube gar keine Rolle, wir sind gute Ungläubige. Für uns bleibt die Bibel das schönste jemals geschriebene Drehbuch. Vielleicht sind wir auch kleine